

## Besprechungen

Umberto Eco, *The Limits of Interpretation* (Advances in semiotics series). Bloomington/Indianapolis: Indiana University Press, 1990. 8°. 295 S.

*The Limits of Interpretation*, das neueste Buch des Bologneser Semiotikers und Mediävisten Umberto Eco, wird vom Verlag als Werk gegen das „Krebsgeschwür unkontrollierter Interpretation“ angekündigt, seine Intention vom Vf. selbst so umrissen: „I have the impression that, in the course of the last few decades, the rights of the interpreters have been overstressed. In the present essays I stress the limits of the act of interpretation. [. . .] The limits of interpretation coincide with the rights of the text [. . .]“ (S. 67f.)

Das läßt aufhorchen, war es doch derselbe Umberto Eco, der 1962 in *Das offene Kunstwerk* (*Opera aperta*) ein mitreißendes Plädoyer für die offene, grundsätzlich abschließbare Interpretation der radikal mehrdeutigen Kunst und Literatur der Moderne gehalten und den neuartigen Charakter der von solcher Kunst und Literatur nahegelegten Rezeptionsbeziehung überzeugend, wenn auch nicht abschließend bestimmt hatte. Ist hier nun ein Widerruf zu vermelden oder zumindest ein ‚revisionistisches‘ Pendant zum *Offenen Kunstwerk*? Der kalkuliert erweckte Eindruck trägt: *The Limits of Interpretation* ist — das wäre im folgenden Punkt für Punkt zu belegen — weder nach Anlage noch nach der Gewichtigkeit der Argumente noch nach der Position, die Eco schließlich einnimmt, als revocatio seines Erstlingswerks zu verstehen.

Es handelt sich — dies zur Anlage — um einen Sammelband, der 15 ausnahmslos schon andernorts in den vergangenen zwei Jahrzehnten publizierte Aufsätze enthält; allein drei der substantielleren Beiträge erschienen, nur unwesentlich anders, 1987 unter dem Titel *Streit der Interpretationen* im Konstanzer Universitätsverlag. Nun war zwar auch *Das offene Kunstwerk* eine Aufsatzsammlung, und der Titel des vorliegenden Bandes scheint weit genug gespannt, um ursprünglich in ganz anderen Zusammenhängen und mit ganz anderen Intentionen entstandene Artikel in einem neuen Kontext miteinander in Beziehung zu setzen — doch was damals gelang, schlägt hier fehl: Von der Mehrzahl der hier versammelten Arbeiten läßt sich nicht ernsthaft behaupten, sie befaßten sich mit den Grenzen der Interpretation (allenfalls in jenem höheren, philosophischen Sinne, daß jede tatsächliche Interpretation oder Aussage über eine tatsächliche Interpretation, indem sie das Feld des Möglichen und Zulässigen bezeichnet, ex negativo auch eine Aussage über die Lage der ‚Grenze‘ macht). So behandelt „Small Worlds“ (S. 64–82) die Relevanz der Theorie möglicher Welten für die Untersuchung fiktionaler Welten; „Interpreting Serials“ (S. 83–100) entwirft eine ‚postmoderne‘ Ästhetik serieller Kunst (im weitesten Sinne des Wortes). „Interpreting Drama“ (S. 101–110) erörtert am Beispiel eines von der Heilsarmee zur Abschreckung öffentlich präsentierten Trinkers, wie Bedeutung durch ‚framing‘ entsteht, während „Interpreting Animals“ (S. 111–122) uns belehrt, welche Klassifikationsmöglichkeiten es für Hundegebell in den philosophischen Systemen Aristoteles’, Boethius Latrans’, Aquinas’, Augustinus’, Abelards und Bacons gab. In „A Portrait of the Elder as a Young Pliny“ (S. 123–136) zeigt Vf., mit welchen rhetorischen und erzählerischen Tricks (vor allem Vermischung von erlebendem und erzählendem Ich) Plinius der Jüngere in einem Brief an Tacitus den Tod seines Onkels — Plinius des Älteren — beim Ausbruch des Vesuv A. D. 79 als bewundernswerten Opfergang eines selbstlosen Wissenschaftlers darstellt, obwohl derselbe Text deutliche Hinweise auf die gar nicht rühmlichen wahren Umstände gibt (Plinius der Jüngere ist also bei seiner ‚fabrication‘ offenbar nicht sonderlich geschickt vorgegangen . . .).

„Joyce, Semiosis, and Semiotics“ (S. 137–151) stellt uns *Finnegans Wake* als Beispiel

„unlimitierter Semiosis“ (Charles Sanders Peirce) vor, als einen Text, dessen Zeichen ein endloses Rhizom von Verweisen entwerfen und der folglich als literarisches Modell einer „encyclopedia in action“ (S. 147) gelten darf. „Abduction in Uqbar“ (S. 152–162) illustriert anhand von Jorge Luis Borges' und Adolfo Bioy Casares' Krimi-Erzählungen *Sechs Aufgaben für Don Isidro Parodi* Peirces Schlußform der Abduktion<sup>1</sup>, während „Pirandello Ridens“ (S. 162–173) eine Kritik von Pirandellos mißlungenem Versuch, Humor und das Komische zu definieren, bietet. Die übrigen Beiträge beschäftigen sich systematisch mit dem Problem der Fälschung in Kunst und Geschichte, über das sich kaum sprechen läßt, ohne daß unser Begriff von ‚Echtheit‘ zu flimmern beginnt („Fakes and Forgeries“, S. 174–202), mit dem Zusammenhang von Semantik, Pragmatik und Textsemiotik, wobei es nicht überraschen kann, daß Vf. die ersteren als Aspekte der letzteren begreift („Semantics, Pragmatics, and Text Semiotics“, S. 203–221), sowie der semiotischen Analyse von Präsuppositionen, die, so Vf., von rein semantischen oder rein pragmatischen Ansätzen nur unzureichend erfaßt werden und deren Verknüpfung mit übergreifenden systems of signification genauso berücksichtigt werden sollte wie die Intentionalität der Sprechakte, die ihre je spezifischen ‚möglichen Welten‘ im Aussagen als supponierte setzen.

Obwohl meines Erachtens in diesem zuletzt erwähnten Teil die Formalisierung mitunter unnötig weit getrieben wird und obwohl der Rezensent beim Lesen des „Fakes and Forgeries“-Kapitels sich bisweilen des Eindrucks nicht erwehren konnte, Vf. habe absichtlich, als ‚conspicuous absence‘ sozusagen, in diesem von Gliederungs- und Definitionswahn gezeichneten und mit Banalitäten gespickten Text eine Art von Fälschung vielsagend unerwähnt gelassen, die Parodie als Fälschung nämlich (der Gastredner eines deutschen wissenschaftlichen Kongresses über „Fälschungen im Mittelalter“ trägt unter dem Titel „Fälschungen“ als Eröffnungsvortrag eine [trotz deutlicher Hinweise unerkant gebliebene] köstliche Parodie auf ‚wissenschaftliche‘ Vorträge vor, ein umwerfend-komisches simulacrum, das gerade deshalb unerkant bleibt, weil, man kennt es aus Poes *The Purloined Letter*, kein Ding so gut wie jenes versteckt ist, das sich vor aller Augen befindet); obwohl also dem Leser stellenweise einiges zugemutet wird und er sich dann nur in Spekulationen wie die obige flüchten kann, die sicherlich (doch nach welchen Kriterien ...?) ‚off limits‘ sind, ist *The Limits of Interpretation* überwiegend bester Eco, will sagen: anschaulich und verständlich geschrieben, kurzweilig und überraschend in der Vielfalt der aufgewiesenen Bezüge (von Dante bis *Dallas*), allemal instruktiv und lohnend zu lesen. Allein: Zu den ja in der „Introduction“ (S. 1–7) in Aussicht gestellten Kriterien, anhand derer sich gute von schlechten, zulässige von unzulässigen Interpretationen unterscheiden lassen sollen, findet man im gerade skizzierten Großteil des Buches so gut wie nichts — die Frage der Grenzen der Interpretation wird zentral nur in den ersten drei Aufsätzen und im letzten, „On Truth: A Fiction“ (S. 263–282), behandelt. An ihnen sei deshalb nun geprüft, wie es mit der Gewichtigkeit der Argumente bestellt ist, mit denen Vf. dem ‚Recht des Textes‘ Geltung verschaffen will.

Vf. beginnt „Two Models of Interpretation“ (S. 8–22) mit Goethes bekannter Unterscheidung zwischen Symbol und Allegorie, um dann zu zeigen, daß eine solche Opposition dem Mittelalter unbekannt war, da im „universellen Symbolismus“ der christlichen Lehre, den Vf. auch eine „pansemiotische Metaphysik“ nennt (s. S. 11), die Welt als allegorischer Text verstanden wurde, dessen Bedeutung sich aber — im markanten Unterschied zu Goethes Allegorie-Verständnis — aus der Transzendenz ableitete und durch sie verbürgt

<sup>1</sup> Die Verknüpfung Krimi/Abduktion ist naheliegend, vgl. Thomas A. Sebeok/Jean Umiker-Sebeok, „*Du kennst meine Methode*“. Charles S. Peirce und Sherlock Holmes, Frankfurt a. M. 1982.

und gesichert war. Entscheidend für Vfs. Argumentation ist nun, daß er zunächst einmal wiederholt (was man schon aus dem *Offenen Kunstwerk* kennt), daß dadurch die ‚Mehrdeutigkeit‘ des Mittelalters (Standardbeispiel: der drei-, dann vierfache Schriftsinn) immer eine in der Eindeutigkeit Gottes aufgehobene ist, d. h. eine eingegrenzte, ‚gebremste‘. Erst im Italien des Humanismus sei aus Neoplatonismus, Kabbala und Hermetismus ein neues Interpretationsparadigma entstanden, dessen bestimmenden Charakterzug er in „Unlimited Semiosis and Drift“ (S. 23–43) „Hermetic drift“ nennt, eine Textauslegungsweise, in der nach den Prinzipien der Ähnlichkeit, Analogie und Sympathie letztlich alles mit allem verknüpfbar erscheint:

„The basic principle is not only that the similar can be known through the similar but also that from similarity to similarity everything can be connected with everything else, so that everything can be in turn either the expression or the content of any other thing. [. . .] The main feature of Hermetic drift seems to be the uncontrolled ability to shift from meaning to meaning, from similarity to similarity, from a connection to another. [. . .] The meaning of a given word or of a given thing being another word or another thing, everything that has been said is in fact nothing else but an ambiguous allusion to something else.“ (S. 24 und 26f.)

Im Gegensatz zur auf Abschluß zielenden, kontrollierten Exegese des Mittelalters erscheint in der ‚hermetischen Tradition‘, die sich von der Renaissance über die Romantik bis in die Moderne erstreckt, Mehrdeutigkeit als grenzenlose, ‚ungebremste‘ und Interpretation als prinzipiell unabschließbar.

Es tut nicht viel zur Sache (sollte aber doch erwähnt werden), daß Hugo Beierwaltes in seinem vorzüglichen Aufsatz „Negati Affirmatio: Welt als Metapher: Zur Grundlegung einer mittelalterlichen Ästhetik durch Johannes Scotus Eriugena“<sup>2</sup> ein wesentlich differenzierteres Bild mittelalterlicher Philosophie und Auslegungslehre entworfen hat und man danach auch Zweifel an Vfs. Behauptung und Datierung einer hermetischen Revolution anmelden kann (die Kontinuität mystischen und neoplatonischen Denkens widerspricht solch dichotomischer Sicht) — es tut wenig zur Sache, weil Vf. hier ganz andere Ziele verfolgt: Er möchte — erstens — zeigen, daß beide Interpretationsmodelle auf einer entsprechenden Weltsicht basieren (Geschlossenheit und Widerspruchsfreiheit vs. Offenheit und Widersprüchlichkeit der Realität), und er möchte — zweitens und wichtiger — die ‚Hermetiker‘ als Vorläufer der Dekonstruktionisten hinstellen, denn wie anders wäre folgende Charakterisierung zu verstehen denn als Prügeln des Sacks anstelle des Esels?

„Since the process foresees the unlimited shifting from symbol to symbol, the meaning of a text is always postponed. The only meaning of a text is ‚I mean more‘. But since that ‚more‘ will be interpreted by a further ‚I mean more‘, the final meaning of a text is an empty secret. Thus Hermetic semiosis transforms the whole world into a mere linguistic phenomenon but devoids language of any communicative power. [. . .] Connotations proliferate like a cancer and at every step the previous sign is forgotten, obliterated, since the pleasure of the drift is given by the shifting from sign to sign and there is no purpose outside the enjoyment of travel through the labyrinth of signs or of things.“ (S. 27 und 31)<sup>3</sup>

Durch diese Konstruktion hat aber Vf. zunächst einmal noch nichts gewonnen. Zu sagen,

<sup>2</sup> *Philosophisches Jahrbuch* Bd. 83/1976, S. 237–265.

<sup>3</sup> Es sei hier nur en passant darauf hingewiesen, daß sich dies wilde Treiben unter der Ägide eines ‚transcendental signifier‘ abspielt, des neoplatonischen Einen, das aber nicht als Arretierung, sondern quasi als Schwungrad der Semiosis fungiert — ein Puzzle für Dekonstruktionisten?

daß es auch früher schon ‚wilde‘, unkontrollierte Interpretation gab, hilft ihm nicht, grundsätzlich die Grenzen des Zulässigen zu bestimmen (stattdessen gesteht er dadurch noch seinen ‚Gegnern‘ den Nimbus historischer Kontinuität zu). Nein, durch diese Eröffnung hat Vf. nicht nur nichts gewonnen, es wird auch schon recht früh eng für ihn, denn in seiner Darstellung des „Hermetic drift“ gleicht diese — läßt man einmal die Invektiven außer acht — auffallend einem Konzept, das in Vfs. Gesamtwerk von tragender, nicht wegzudenkender Bedeutung ist, der „unlimited semiosis“ von Charles Sanders Peirce. Vf. hat sich also gleich zu Beginn zusätzlich zu der beträchtlichen Last, die Grenzen der Interpretation allgemein und abstrakt bestimmen zu wollen, eine zweite Aufgabe herkulischen Ausmaßes aufgehalst: Er muß zeigen, daß die ihm so teure „unlimited semiosis“, obwohl sie so heißt, gar nicht unlimitiert ist und daß dieses für seine eigene Arbeit zentrale Konzept nichts mit dem endlosen Spiel der Signifikanten, wie es Hermetiker und Dekonstruktionsisten verfolgen, zu tun hat. Er muß überzeugend darlegen, daß es auch für einen Semiotiker, der Bedeutung als Ergebnis eines Prozesses unendlicher Verweisungen begreift, gleichwohl Kriterien gibt, die gute von schlechten, akzeptable von unakzeptablen Interpretationen unterscheiden (an einer Stelle — s. S. 148 — gibt Vf. seine Zurückhaltung auf und spricht ausdrücklich von „falschen“ Interpretationen).

Vf. nennt — und ich löse mich hier von der Reihenfolge seiner Darstellung — im wesentlichen drei Notbremsen gegen das unkontrollierte Wuchern von Interpretationen: den wortwörtlichen Sinn, den Kontext und den Respekt vor dem Text. Wie gut greifen sie? Bereits das erste Kriterium ist — wie Vf. einräumt — höchst problematisch, seine Einführung durch einen an Peirce geschulten Semiotiker kann nur überraschen. Die Vorstellung einer ‚eigentlichen‘ Bedeutung (eines Wortes, eines Satzes) setzt zunächst voraus, daß es Zeichen gibt, die Bedeutung tragen, schon bevor sie interpretiert werden (die quasi ‚selbst-verständlich‘ sind), die also der Verstehensarbeit auf eine nicht näher bestimmte Weise entzogen sind. Vf. impliziert damit einen vorinterpretatorischen Nullpunkt des Verstehens. Sein eigenes Beispiel ‚Apfel‘ zeigt aber schon, daß ein kontextfreies „literal meaning“ eine wenig hilfreiche Fiktion ist, da unzählige konkrete Kontexte das „literal meaning“ unterlaufen (denn wie steht es beispielsweise mit ‚Augapfel‘, ‚Reichsapfel‘, ‚Pferdeapfel‘, ‚Äpfel und Birnen zusammenzählen‘?) und so im konkreten Fall doch wieder zu einem Sonderfall, einer Auslegungssache machen.

Schlimmer für Vfs. argumentative Position ist aber, daß das Beharren auf einem offenkundigen Wortsinn —

„[. . .] I keep thinking that, within the boundaries of a given language, there is a literal meaning of lexical items and that it is the one listed first by dictionaries as well as the one that Everyman would first define when requested to say what a given word means.“ (S. 5) —

ja nur in trivialen und unstrittigen Fällen greift, in strittigen, nichttrivialen Fällen jedoch versagen muß, weil entweder der ‚eigentliche Wortsinn‘ von den Kontrahenten verschieden verstanden wird oder weil die sich an den ‚eigentlichen Wortsinn‘ anschließenden Interpretationen divergieren. Vfs. Sicherung greift also paradoxerweise nur, wenn sie nicht benötigt wird, versagt aber mit Notwendigkeit, wenn man sie bräuchte. Die Berufung auf den ‚wortwörtlichen Sinn‘ ist zur Lösung interpretatorischer Streitfragen untauglich, weil sie voraussetzt, was erst herzustellen wäre: Konsens.

Gerade weil der letztgenannte Fall — Übereinstimmung über eine gebrauchts- und kontextdefinierte ‚core meaning‘, doch Divergenz in der anschließenden Interpretation — der häufigste in literaturwissenschaftlichen Kontroversen sein dürfte, ist Vfs. „defense of literal sense“ (S. 53) so befremdlich beside the point. Ein Beispiel: In William Goldings *The Spire* hat die Hauptfigur, der Dekan Jocelin, auf dem Sterbebett eine

visionäre Einsicht, die im Text mit den Worten „*It's like the appletree!*“<sup>4</sup> wiedergegeben ist. Der Satz hat zahlreiche divergierende Auslegungen erfahren (zumal unklar ist, worauf sich „it“ bezieht), doch in keiner ist strittig, was „*appletree*“ ‚normalerweise‘ bedeutet — ein Herumreiten darauf führt in der Sache also nicht weiter. Damit deutet sich aber die weitaus schlimmste Folge der Hypostasierung eines ‚literal sense‘ schon an: Sie erweckt nämlich den Eindruck, als gebe es zwei Arten des Lesens, zwei Arten der Interpretation (vgl. „*Intentio Lectoris: The State of the Art*“, S. 44–63, bes. S. 54 ff.), eine — Vf. nennt sie „semantic interpretation“ —, „by which an addressee, facing a Linear Text Manifestation [entspricht etwa Jan Mukařovskýs ‚Artefakt‘, C. B.], fills it up with a given meaning“ [Hervorhebung C. B.], und eine andere — „critical interpretation“ —, bei der der Leser sein Augenmerk auf die Machart des Textes richtet, die Art und Weise, wie er Bedeutung ermöglicht (S. 55 ff. und 77). Beiden Interpretationsarten entsprechen jeweilige „Model Readers“:

„[...] when I say that every text designs its own Model Reader, a first level, or a naive one, supposed to understand semantically what the text says, and a second level, or critical one, supposed to appreciate the way in which the text says so.“ (S. 55)

Diese Position, angewandt auf das Lesen literarischer Texte, scheint mir nachgerade absurd, wird hier doch behauptet, es sei möglich, einen literarischen Text zu verstehen/interpretieren, ohne seine Art und Weise des Bedeutens zu berücksichtigen. Demgegenüber wäre emphatisch darauf zu bestehen, daß von einem Lesen, Verstehen, Interpretieren eines literarischen Textes doch nur dann die Rede sein kann, wenn die durch die Vermittlungsweise des Textes erzeugte, über die ‚eigentliche‘ Bedeutung seiner Elemente hinausgehende ‚Überschuß‘-Bedeutung erkannt worden ist. Nichts anderes heißt literarisches Lesen. Zu sagen — und es dabei zu belassen! —, daß in obigem Beispiel „*appletree*“ ‚Apfelbaum‘ bedeutet, ist nicht eine von zwei möglichen Ebenen der Interpretation — es ist überhaupt keine Interpretation dieses Textes. Die Frage, was „*appletree*“ denn hier bedeutet, läßt sich — wenn überhaupt — nur über seine Korrelationierungen im Text beantworten. Das ist dann aber nicht eine Interpretation, die sich quasi über eine erste, ‚naive‘ legen würde, sondern es ist Interpretation tout court — sie läßt allemal den ‚Wortsinn‘ hinter sich.

Mit Vfs. zweitem Kriterium — Kontext — steht es nicht viel besser. Schon bei seiner Bestimmung eines „zero-degree meaning“ —

„the interpreter must first of all take for granted a zero-degree meaning, the one authorized by the dullest and the simplest of the existing dictionaries, the one authorized by the state of a given language in a given historical moment, the one that every member of a community of healthy native speakers cannot deny“ (S. 36) —

konnte er nicht umhin, lauter Kontext-Faktoren einzuführen (also ist doch das „literal meaning“ nicht etwas Gegebenes, sondern etwas zu Ermittelndes!), und nun, wenn der Kontext selbst als „constraint“ der Interpretation offeriert wird, scheint das Problem sich nur um eine Stufe zu verlagern. Der Witz (oder die Tragik) ist ja, daß den Kontrahenten in einer Interpretationskontroverse jeweils ihre Lesart durch den Kontext (wie sie ihn verstehen) legitimiert scheint — es sei denn, sie sind einfach böswillig und wollen die andern ärgern . . . Das heißt aber, daß Vfs. Behauptung — „[...] even though the interpreters cannot decide which interpretation is the privileged one, they can agree on the fact that certain interpretations are not contextually legitimated.“ (S. 41) — zwar zweifellos eine zutreffende Beschreibung literaturwissenschaftlicher Praxis ist, daß aber — und darum ging es doch — in wirklich strittigen, nichttrivialen Fällen der Hinweis auf den Kontext, wie schon der Hinweis auf die ‚wortwörtliche Bedeutung‘, kein taugliches Mittel ist, Kontroversen zu entscheiden. Auch hier wird, wie oben, immer schon vorausgesetzt,

<sup>4</sup> London/Boston 1965 (1964), S. 223.

was erst zu erzielen wäre: Konsens. Die Berufung auf mein Verständnis des Kontextes hilft nicht, wenn das Problem gerade darin besteht, daß der andere erklärt hat, er habe ein anderes, eines, das seine Lesart sehr wohl legitimiere. Auch Kontexte sind Interpretationssache. Sie grenzen nicht nur Bedeutung ein, sie bringen sie auch hervor, und die Restriktionen, die jeder in aufrichtigem Bemühen für sich empfindet, sind — man mag es bedauern — bei keiner Instanz als auch für einen anderen verbindlich einklagbar.

So wie „literal meaning“ und „context“ zusammengehören, geht auch die dritte Sicherung, der Respekt vor dem Text, aus dem vorigen hervor. Am Ende seines Joyce-Kapitels stellt Vf. zwei Interpretationsvorschläge zu *Finnegans Wake* vor, die zwar denkbar waren, dann aber doch von den Interpreten selbst als abwegig zurückgezogen wurden. Für Vf. ein Beispiel von „respect of the text“ (S. 151). Was aber — man scheut sich beinahe, die Frage abermals zu stellen — was aber, wenn die Interpreten ihre Interpretationen aufrechterhalten hätten, weil jeder überzeugt war, die Rechte des Textes nicht zu verletzen, sondern sie gerade zur schönsten Entfaltung zu bringen? Der, der es nach Meinung des einen an Respekt dem Text gegenüber mangeln läßt, ist in der Regel nicht selbst dieser Meinung — und das ist das Problem. Es ist schon interessant zu beobachten, wie der Semiotiker Eco wiederholt auf den guten alten hermeneutischen Zirkel zurückgreift und empfiehlt, in Zweifelsfällen eine interpretatorische Vermutung am Textganzen zu überprüfen: „How to prove that a given interpretive conjecture is, if not the only right one, at least an acceptable one? The only way is to check it upon the text as a coherent whole [. . .].“ (S. 148f.) Doch das gilt, es sei wiederholt, wirksam nur für einen selbst. Einklagbar ist auch der Respekt vor dem Text nicht — schon gar nicht gegenüber jemandem, der sich, in good faith, keiner Respektlosigkeit bewußt ist.

Bei jedem seiner drei Kriterien, die gute von schlechten, akzeptable von inakzeptablen Interpretationen scheiden und so die Grenzen der Interpretation aufweisen sollten, umschreibt Vf. also dieselbe logische Figur: Die Kontroverse wird gelöst durch Berufung auf einen Konsens, dessen Fehlen gerade die Kontroverse ausmacht. Zynisch könnte man zusammenfassen: Wenn alle einer Meinung wären, gäbe es keine Streitfragen. Vfs. Vorschläge zur Limitierung der Interpretationen gehen ins Leere, weil er, bedacht auf die Rettung des Konsens, kein Konfliktmodell anzubieten hat, das zeigt, wie man mit Dissens umgeht. Wer aber keine Konzepte zum Umgang mit Dissens hat, kann ihn nur ausgrenzen. Er zieht dann ‚Grenzen der Interpretation‘, meistens, indem er einen Kreis um sich selbst schlägt . . .

Doch ein einziges Mal nähert sich Vf. der Möglichkeit einer befriedigenden Erfassung des Problems der Zulässigkeit von Interpretationen, und zwar im Zuge seines (meines Erachtens mißglückten) Versuches, Peirces „unlimited semiosis“ vor dem — wie er meint: fehldeutenden — Zugriff Jacques Derridas zu retten. Im Laufe seiner Diskussion der Peirceschen Konzepte „Dynamic Object“ und „interpretant“ kommt Vf. auf „the final logical interpretant, [. . .] the Habit“ zu sprechen und führt aus:

„The Habit is a disposition to act upon the world, and this possibility to act, as well as the recognition of this possibility as a Law, requires something which is very close to a transcendental instance: a community as an intersubjective guarantee of a nonintuitive, nonnaively realistic, but rather conjectural, notion of truth.“ (S. 39)

Das „very close to“ ist eine halbe Seite später verschwunden, und wir lesen: „There is something for Peirce that transcends the individual intention of the interpreter, and it is the transcendental idea of a community, or the idea of a community as a transcendental principle.“ (S. 40) Zwar stellt Eco sogleich klar, „transcendental“ sei hier nicht im Kantischen Sinne gebraucht, doch wenn man seine Schlußbemerkung zu diesem Komplex liest —

„[...] the process of semiosis produces in the long run a socially shared notion of the thing that the community is engaged to take as if it were in itself true. The transcendental meaning is not at the origin of the process but must be postulated as a possible and transitory end of every process.“ (S. 41) —,

tauchen wieder Zweifel auf: Wie ist „transcendental“ gemeint? Bei Peirce ist der subjektive interpretatorische Akt in das „universe of discourse“ einer „community“ eingebettet und in diesem Sinne transzendiert (eben nicht solipsistisch, sondern korreliert). Das hat überhaupt nichts Transzendentes an sich. Aber wenn Vf. dem unzweideutig zustimmen würde und nicht doch insgeheim nach einer transzendentalen Verankerung der Interpretationen schielen würde, wäre völlig unklar, inwiefern Derrida eigentlich Peirce mißverstanden haben sollte. Nach Derridas Verständnis wäre eine solche Interpretationsgemeinschaft Teil des Textes und böte keine transzendente Garantie für stabile oder entscheidbare Bedeutung, sondern lediglich temporäre Arretierungen des unendlichen Verweisungsspiels. Vf. kann nicht zeigen, daß Peirce selbst es anders gemeint hat, daß er etwa „Habit“ transzendental im Sinne von der Semiosis entzogen gemeint haben könnte — ganz im Gegenteil deuten des Vfs. Ausführungen selbst darauf hin, daß Peirce „Habit“ selbstverständlich semiotisch verfaßt dachte. Aber dann hat Derrida ihn auch nicht mißverstanden, und es gibt auch bei Peirce keine transzendente Verankerung der Diskurse. Vfs. Versuch, als Bauchredner von Charles Sanders Peirce aufzutreten („But if we are not entitled, from the Derridian point of view, to ask if Derrida read Peirce well, we are fully entitled to ask, from the point of view of Peirce, if he would have been satisfied with Derrida’s interpretation.“ S. 35) und durch seine Puppe den sich angeblich zu Unrecht auf ihn berufenden zurechtzuweisen, ist also sowohl gelungen als auch mißglückt: mißglückt, weil „unlimited semiosis“ bei Peirce tatsächlich „unlimited semiosis“ bedeutet (was nicht heißt, das etwas ‚alles Mögliche‘ bedeuten kann, aber das hat auch nie jemand, auch Derrida nicht, behauptet), geglückt, weil die Puppe wundersamerweise ihren eigenen Kopf hatte . . .

Die von mir angedeutete, von Vf. jedoch (weil er zu sehr damit beschäftigt ist, Derrida etwas nachzuweisen) nicht bemerkte Möglichkeit einer befriedigenden Erfassung des Problems der Zulässigkeit von Interpretationen durch ein Konfliktmodell liegt in der Überführung der Peirceschen Konzepte von „interpretant“ und „Habit“ in die Theorie der „interpretive communities“ von Stanley Fish, auf den Vf. mit keinem Wort eingeht. Die (variablen) Grenzen der Interpretation würden demnach bestimmt durch den stets neu zu verhandelnden „set“ an von einer „interpretive community“ akzeptierten Interpretationsstrategien, das heißt aber auch, daß in Ermangelung eines Standards, der selbst der Verhandlung entzogen ist, die Grenze immer von beiden Seiten aus gedacht werden muß, als Linie, an der Noch-nicht-Akzeptables in Akzeptables und Akzeptables in Nicht-mehr-Akzeptables konvertiert wird<sup>5</sup>. Die Grenze des Erlaubten läuft nicht um die „interpretive community“ herum, sondern durch sie hindurch. Das ‚off limits‘ ist das unverzichtbare Reservoir, aus dem sich die Vitalität und Flexibilität der je gültigen Orthodoxie speist. Nichts wäre vernichtender (aber auch nichts unwahrscheinlicher) als eine Literaturwissenschaft, die restlos gesiegt hätte und nur noch ‚richtige‘ Interpretationen hervorbrächte — sie hätte sich selbst liquidiert.

Welche Position nimmt Vf. schließlich ein? Das ist nicht leicht auszumachen, weil er sich in wesentlichen Punkten widerspricht. So werden Wörterbuchdefinitionen, für die Fixierung eines „literal meaning“ unerlässlich, Vfs. übrigem theoretischen Werk aber

<sup>5</sup> Vgl. dazu ausführlicher Christoph Bode, *Den Text? Die Haut retten!* Bemerkungen zur Flut der Interpretationen und zur institutionalisierten Literaturwissenschaft, Graz 1992.

fremd, später im Buch konsequent zugunsten eines ‚encyclopedic approach‘ verworfen, wobei die „encyclopedia“ (S. 266ff.) als offenes Reservoir von Verstehensmöglichkeiten und Verknüpfungen gilt. Die „Hermetic drift“, von Vf. mit Krankheitsmetaphern belegt, gleicht völlig jenem Verfahren, nach dem einer von Vfs. Lieblingstexten, nämlich Joyces *Finnegans Wake*, komponiert ist. Hier paßt manches nicht recht zusammen. Im letzten, brillantesten Beitrag der Sammlung, dem schon erwähnten „On Truth: A Fiction“, entwirft Vf. in einem fiktiven Dialog zwischen einem Mr. Smith und einem von den „Antepodeans“ der „Twin Earth“ gebauten Computer namens Charles Sanders Personal (die Initialen sprechen für sich) eine Sprachphilosophie, die ohne Referenten auskommt, ohne Wahrheitsbegriff, das Bild einer Sprache, die darob nicht in Solipsismus abstürzt, sondern, gehalten im selbsttragenden Netz kollektiver, doch revidierbarer Aussagen, einfach funktioniert — eine bestechende Begründung einer ‚haltbaren‘ Position. Wenn dies Vfs. ‚wirkliche‘ ist, kann man über manches, was er zuvor schreibt, nur den Kopf schütteln. Es scheint, daß Vf. dem Drängen (seinem eigenen?) nachgegeben hat, eine Sammlung recht heterogener Texte zeitgeistgemäß als Buch gegen die Flut der Interpretationen im allgemeinen und die „deconstruction“ im besonderen auszugeben, aber das Buch kann die so erzeugte Erwartung nicht erfüllen. Hinzu kommt, daß sowohl die Invektiven („irresponsible cases of so-called deconstruction or free misreading“, S. 72), von denen er freilich die Großmeister Derrida und J. Hillis Miller ausnimmt (er bekommt sie nicht zu fassen . . .), als auch die penetranten Krankheitsmetaphern („cancer“, „intemperance“, „incontinent readers“) einfach überzogen wirken, wie auch der aufmerksame Leser bemerken wird, daß Vfs. Unterscheidung zwischen wirklicher ‚Interpretation‘ und bloßem ‚Gebrauch‘ eines Textes (S. 57ff.) nur zur Erledigung unliebsamer Positionen eingeführt, nach getaner Arbeit aber wieder kassiert wird — ein mehr als fragwürdiges Manöver:

„In any case, use and interpretation are abstract theoretical possibilities. Every empirical reading is always an unpredictable mixture of both. [. . .] I confess that it is frequently very hard to distinguish between use and interpretation. Some of the chapters of this book deal with such a problem, trying to check with concrete examples whether there are, and to what extent, limits of interpretation.“ (S. 62)

Dieser vorsichtige, agnostische, milde, versöhnliche Ton wird im letzten Satz des dritten Aufsatzes angeschlagen — dann folgen, wie gesagt, nur noch Artikel, die das Thema nicht behandeln . . .

Wenn Vf. gegen das ‚wilde‘ Interpretieren schreibt, scheint er immer zu ahnen, daß diese ‚Ausreißer‘ im Grunde nur Prinzipien folgen, die er selbst unterschreiben würde — und doch irritiert ihn ihre Praxis. Er schreibt deshalb immer zum Teil gegen sich selbst und weiß wohl, wo er die Grenze ziehen würde, nicht aber, wie er sie begründen könnte. Vorzuhalten wäre ihm nicht, daß er sich um die Rechte des Textes sorgt, sondern allein, daß er so wenig durchdacht zu haben scheint, woher das rührt, was ihn besorgt, und wie man mit diesem Bedenklichen umgehen könnte. Er schließt sein Buch mit einem wunderbaren Zitat von Peirce:

„Since man can think only by means of words or other external symbols, these might turn round and say: ‚You mean nothing which we have not taught you, and then only so far as you address some word as the interpretants of your thought.‘ In fact, therefore, men and words reciprocally educate each other; each increase of man’s information involves, and is involved by, a corresponding increase of the word’s information. . . . It is that the word or sign the man uses *is* the man himself. For, as the fact that life is a train of thought proves the fact that man is a sign, so that every thought is an *external sign* proves that man is an external sign. That is to say, man and the external signs are identical, in the same sense in which the words *homo* and *man* are identical. Thus my language is the sum total of myself.“ (S. 282)



Wie kann Eco, wenn er dies in sich aufgenommen hat und es für ‚wahr‘ hält, es sich zur Aufgabe machen, ein Buch über die Grenzen, die Limitierung, die Einschränkung des Interpretierens zu schreiben? Es ist ihm – folgerichtig – nicht überzeugend geraten.

Kiel

Christoph Bode

Jean Bollack, *L'Œdipe roi de Sophocle. Le texte et ses interpretations*. (Cahiers de philologie. 11. 12. 13. Les textes). Lille: Presses Universitaires de Lille, 1990.

Band 1: *Introduction. La matière du texte. Les manuscrits et les éditions. Texte et traduction. Métrique. Index*.

Bände 2 und 3: *Commentaire*. (I. vv. 1–862; II. vv. 863–1296)

Band 4: *Commentaire* (vv. 1297–1530). *Index [für Bde. 2–4] et Bibliographie*.

Es gibt wenige Texte der antiken Literatur, die seit dem Aufkommen der historisch-philologischen Wissenschaften so sehr im Mittelpunkt des Interesses gestanden haben wie der *König Ödipus* des Sophokles.

Er war Standardtext der Schullektüre an den neuhumanistischen Gymnasien und galt der Altertumswissenschaft als wichtigstes Zeugnis der sophokleischen, ja der griechischen Tragödie überhaupt. Mit dieser Einschätzung stand man in der Tradition des Aristoteles, in dessen Poetik der *König Ödipus* als Musterbeispiel einer komplexen Handlung fungiert (*Poetik* Kap. 14).

Diese zentrale Stellung des Ödipus ist in Frankreich unter dem Eindruck einer klassizistischen Poetik noch ausgeprägter als in Deutschland, wo seit dem 19. Jahrhundert eher die *Antigone* im Vordergrund steht. So verwundert es nicht, wenn in unserem Nachbarland Frankreich der in Lille lehrende Philologe Jean Bollack, bekannt auch bei uns durch seine Arbeiten zu den Vorsokratikern, zu Epikur, und durch seinen Kommentar zum *Agamemnon* des Aischylos<sup>1</sup> nun einen Kommentar zu diesem vielgelesenen und – kommentierten Stück veröffentlicht<sup>2</sup>.

Sofern der Verfasser einen kritisch geprüften Text und eine Übersetzung ins Französische vorlegt, ergänzt durch die metrische Analyse der Chorlieder (Bd. 1), scheint er sich zunächst der bewährten Praxis der Collection Budé anzupassen, professionellen und nicht professionellen Lesern einen gut lesbaren Text in die Hand zu geben. In der Tat erfüllt er diese Teilaufgabe vorzüglich. Neben der klaren Druckqualität des griechischen Textes besticht die französische Übersetzung, die zugleich textgetreu wie literarisch überzeugend ist<sup>3</sup>.

Doch schon die Art der Wiedergabe des kritischen Apparates sowie das Vorhandensein eines Index über die „histoire et orientations de la critique“ (Bd. 4, S. 1157–1191) zeigen die besondere Orientierung des Kommentares an, der ihn von allen bisher vorgelegten

<sup>1</sup> Jean Bollack/Pierre Judet de la Combe, *L'Agamemnon d'Eschyle. Le texte et ses interpretations*, 3 Bde. (Cahiers de Philologie. 6.7.8), Lille 1982; vgl. meine Rezension dse. Zs. Bd. 16/1984, S. 356–360.

<sup>2</sup> Vgl. die eindrucksvolle Bibliographie allein der Kommentare zum *König Ödipus*, Bd. 4, S. 1235–1240.

<sup>3</sup> Dabei hat sich der Verfasser bemüht, seine Übersetzung von 1985, im gleichen Jahr in Paris aufgeführt (vgl. Hellmut Flashar, *Inszenierung der Antike. Das griechische Drama auf der Bühne der Neuzeit 1585–1990*, München 1991, S. 287), stark zu verbessern.